Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 98. Bromberg, den 24. Juni 1925.

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von **Rudolf Paul.**

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

3. Kapitel.

Die verschwundene Platinkugel und ein unerwarteter Besucher.

Pünktlich nach einer halben Stunde — es war mittlerweile 7 Uhr und draußen ganz dunkel geworden — versammelte sich die ganze Kommission um den ovalen Tisch im Zimmer der Haushälterin. Der Polizeikommissar übernahm das Protokoll, der Kriminalkommissar Gebhardt leitete die Verhandlung.

„Wir wollen," sagte er, „heute nur das schriftlich fixieren, was die Untersuchung an Ort und Stelle ergeben hat. Weitere Darlegungen, insbesondere solche, die die Lebensgewohnheiten und den Verkehr des Toten betreffen, wollen wir im Zusammenhang mit den ersten polizeilichen Ermittelungen auf morgen verschieben, und ich bitte Sie jetzt schon, Herr Dr. Hildebrandt, sich morgen um elf zu mir ins Polizeipräsidium bemühen zu wollen."

Er teilte dann selbst kurz mit, daß der Tote voll bekleidet gewesen sei, abgesehen von den Hausschuhen. Der Tascheninhalt habe nichts von Bedeutung ergeben. Nach dem Befund des Schlafzimmers und der abgelaufenen Taschenuhr des Toten zu schließen, sei er umgekommen, noch bevor er sich am Tag vorher zur Ruhe begeben habe. Der Schreibtisch erwecke den Eindruck, als habe Wolters Briefschaften ordnen wollen. Ein auffälliges Durcheinander oder Durchwühlen der Papiere sei nicht erkennbar. Nach der Stellung des Schreibtischsessels und der Lage der Leiche sei zu vermuten, daß Wolters plötzlich aufgesprungen sei, dann den tödlichen Schuß erhalten habe und vornüber gestürzt sei.

Dr. Hildebrandt, den der Kriminalkommissar nun um Mitteilung seiner Wahrnehmungen ersuchte, begann: „Ich sah Dr. Wolters lebend zuletzt gestern mittag, etwa um 12 Uhr. Wir gingen im Universitätshof aneinander vorbei, und ich rief ihm noch im Vorbeigehen zu, daß ich heute wegen der Untersuchung der Platinkugel ...."

Hier stockte Hildebrandt plötzlich, sprang auf, zog den protokollführenden Polizeikommissar mit sich fort und rief: „Kommen Sie mit und leuchten Sie mir, ich muß sehen, ob sie da ist." Der Polizeikommissar gehorchte, wenn auch etwas verdutzt, und nach kurzer Zeit kamen beide zurück.

„Sie ist fort!" rief Hildebrandt aus. „Also darum der Mord! Armer Wolters, es sollte sein Triumph werden und nun ist es sein Tod geworden."

„Sie sprechen in Rätseln für uns," unterbrach ihn Gebhardt, „was ist mit der Platinkugel?"

Darauf erläuterte Dr. Hildebrandt kurz die ihm ja durch seine gemeinsamen Untersuchungen mit Dr. Wolters wohlbekannte Theorie desselben über die Platinkugel, die in einer kurz vor dem Kriege entdeckten ägyptischen Grabstätte gefunden worden war. „Heute," so fuhr er fort, „wollte ich über die Öffnung der Platinkugel mit Wolters sprechen. Ich kam gegen 5 Uhr hierher und klopfte; die Klingel funktionierte nicht. Da niemand öffnete, nahm ich an, die Haushälterin sei nicht zu Hause, und Wolters, der etwas schwer hört, in seine Arbeit vertieft. Ich rüttele an der Klinke, als die Tür zu meinem Erstaunen nachgab. Auf mein Klopfen am Wolters'schen Arbeitszimmer rührte sich nichts. Trotzdem öffnete ich vorsichtig. Ich sprang zu, als ich Wolters am Boden liegen sah, in der Meinung, er sei aus irgendeinem Grunde ohnmächtig geworden. Aber das Ihnen bekannte schreckliche Bild verriet mir sofort, daß hier jede Hilfe zu spät kam. Darauf stürzte ich zur nächsten Polizeiwache und berichtete den Vorfall. Bei der zweimaligen Besichtigung der Wohnung habe ich nichts bemerkt, was auf Raub schließen ließe. Erst als ich mich vorhin auf den eigentlichen Zweck meines heutigen Besuches besann, fiel mir die Platinkugel ein. Sie lag auf einer Watteunterlage, in dem großen braunen Kasten im Kabinett neben kleinen ägyptischen Figuren, Amuletten und dergl. Diese sind, soviel ich sehen kann, alle vorhanden, die Platinkugel fehlt."

Nun war die Reihe an dem Arzt, der sich auf die Feststellung beschränkte, daß der Tod bei Dr. Wolters jedenfalls vor mehr als 12 Stunden eingetreten und daß Selbstmord unwahrscheinlich, aber nicht ausgeschlossen sei. Genaues könne erst die Sektion ergeben.

Der Polizeikommissar endlich hob aus seinen Beobachtungen das auffällige Verschwinden der Haushälterin und das offene Fenster des Kabinetts hervor, durch das ohne Zweifel jemand herein oder hinaus gestiegen sei. Er wollte eben bei Dr. Hildebrandt über die Person der Haushälterin einige Erkundigungen einziehen, als vor der Wohnungstür ein kurzer Wortwechsel laut wurde und der Polizist, dem die Bewachung draußen übertragen war, einen jungen Mann, den er fest am Arm hielt, mit den Worten herein führte: „Dieser Mann schleicht schon seit einer Weile um das Haus und beobachtet die Fenster der Parterrewohnung. Ich habe ihn festgenommen." „Es ist gut", sagte der Verhandlungsleiter und der Polizist entfernte sich salutierend.

„Wer sind Sie und was suchen Sie hier," wandte sich Gebhardt dann kurz und streng an den jungen Mann.

„Sie wissen, daß ich mit Gewalt hereingeführt worden bin", entgegnete dieser, „ich frage Sie, was Sie von mir wollen."

„Junger Mann", versetzte Gebhardt väterlich, „Trotz ist hier nicht am Platz. Drüben im Arbeitszimmer liegt der Inhaber dieser Wohnung tot, wahrscheinlich ermordet. Begreifen Sie, daß es uns interessiert, wenn jemand um die Mordstelle schleicht?"

Über das hübsche und energische Gesicht des jungen Mannes flog ein jähes Erschrecken. „Und wo ist Fräulein Linder?" fragte er hastig. Gebhardt musterte den jungen Mann durchbohrend, während sich seine finsteren Züge allmählich glätteten. Schreck und Angst des jungen Mannes waren offenbar ungeheuchelt. Dann sagte er: „Wenn Sie die Haushälterin des Dr. Wolters suchen . . . die ist verschwunden. Nur dieser Reisekorb von ihr ist zurückgeblieben. Kennen Sie die daran befindliche Adresse?"

Der junge Mann beugte sich nieder und erklärte sofort: „Das ist Fräuleins Linders Handschrift und die Adresse ihrer Mutter, die als Witwe eines Zollbeamten in Ziegenhals an der früheren österreichischen, jetzt tschechoslowakischen Grenze lebt."

„Stehen Sie in näheren Beziehungen zu Fräulein Linder?" fragte Gebhardt weiter. Der junge Mann wurde rot, hielt aber den Blick des Kriminalkommissars tapfer aus und sagte:

„Nein, aber wenn Fräulein Linder will, wird sie meine Frau!"

„Nun erzählen Sie uns noch kurz," forderte Gebhardt weiter auf, „wer Sie sind und was Sie hierher führt."

Der junge Mann entsprach dem Verlangen sofort und führte aus: „Ich heiße Stefan Riehl, bin ein deutscher Kolonistensohn aus Südrußland, aber seit 1913 in Deutschland und habe auch den Krieg auf deutscher Seite mitgemacht. Von Beruf bin ich Elektrotechniker und angestellt bei der Firma Mertens und Simon. Fräulein Linder habe ich vor etwa zwei Monaten in einer literarischen Vorlesung der Volkshochschule in der Kaiserstraße kennen gelernt, die jeden Dienstag und Freitag von 5—6 stattfindet. Ich habe mich öfters mit ihr unterhalten und sie seit einigen Wochen jedesmal bis hier an das Haus begleitet. Heute fehlte Fräulein Linder zum ersten Mal in der Vorlesung. Ich war besorgt, sie könne krank sein, und beschloß deshalb, den Versuch zu machen, hier irgend etwas zu erfahren. Deshalb schlich ich um das Haus, wie der Polizist sagte, der mich packte.“

Die offenen Züge des gebräunten Gesichtes des jungen Riehl machten den Eindruck der Wahrhaftigkeit. Gebhardt nickte zustimmend. Dann ordnete er an:

„Ich brauche Sie morgen noch, Herr Riehl, bitte kommen Sie um 11 Uhr ins Polizeipräsidium. Sie Herr Kollege, bitte ich die Wohnung versiegeln und durch einen Posten auf der Straße unauffällig bewachen zu lassen. Ich bitte Sie ferner, festzustellen, was sich durch Aussagen von Hausbewohnern, Beobachtungen von Polizisten und aus Akten zu unserem Fall an Wissenswertem feststellen läßt und ebenfalls morgen um 11 Uhr zu mir zu kommen.“

Dann erhob er sich, und die anderen folgten seinem Beispiel. Das Versiegeln der Wohnung war rasch geschehen. Stumm setzte sich die kleine Gruppe in Marsch, um sich an der Ecke der Hauptstraße nach verschiedenen Richtungen hin zu zerstreuen.

4. Kapitel.

Der Detektiv aus Liebe.

Als am nächsten Tag etwa um 12 Uhr die offiziellen Verhöre und Protokollierungen beendet waren, hielt der Kriminalkommissar Gebhardt Dr. Hildebrandt und Stefan Riehl in seinem Arbeitszimmer zurück, nötigte sie, in den beiden Ecken eines alten Ledersofas Platz zu nehmen, zog sich selbst den Schreibtischsessel zum Tisch und bot eine vertrauenerweckende dicke Zigarre an. Dann paffte er selbst ein paar Züge, setzte sich bequem zurecht und begann in fast dozierendem Ton:

„Ich habe Sie beide, meine Herren, noch weiter um ein Opfer Ihrer Zeit gebeten und hoffe, daß Sie dieses Opfer gern bringen.“ Beide nickten. „Denn Sie sind die einzigen, die mittelbar oder unmittelbar zu dem Toten Beziehungen nicht nur äußerlicher Art hatten, und darum vielleicht bei der schwierigen Aufgabe der Klärung dieses Falles helfen können, und zugleich kommt keiner von Ihnen als Täter in Frage. Bitte verübeln Sie mir diese Feststellung nicht. Zwar war ich rein menschlich schon nach unseren Untersuchungen gestern abend trotz gewisser Verdachtsmomente überzeugt, daß es ein Irrweg sein würde, diesen Verdachtsmomenten weiter nachzujagen. Aber als erfahrener Kriminalist habe ich mich doch auf mein Gefühl allein nicht verlassen, sondern sachliche Nachforschungen angestellt. Und hierbei ergab sich, daß Sie, Herr Dr. Hildebrandt, vorgestern abend gegen 8 Uhr nachhause gekommen sind, bis gegen 12 Uhr an Ihrer Vorlesung über den Bau der Atome gearbeitet haben und dann zu Bett gegangen sind, während Sie, Herr Riehl, im Technikerverein einen Vortrag über neuere Systeme der Schnelltelegraphie angehört und sich bis nach 12 Uhr an der Diskussion beteiligt haben. Die heute früh erfolgte Sektion der Leiche des Dr. Wolters hat aber ergeben, daß der Tod bei Dr. Wolters sicherlich noch vor Mitternacht eingetreten ist. Ich hielt es für richtig, Ihnen ausdrücklich zu bestätigen, daß jeder Verdacht Ihnen gegenüber ausgeschlossen ist, damit Sie nicht etwa meinen Wunsch nach weiterer Verbindung mit Ihnen mißdeuten.“

„Ich will Ihnen jetzt zusammenfassend vortragen, was alle Wahrnehmungen — einschließlich der Ihrigen — und die polizeilichen Recherchen im Falle Wolters ergeben haben.

Wolters hat sich vor zwei Jahren, Anfang 1920, hier habilitiert. Verwandte besitzt er hier nicht, geboren ist er in einem Dorf des jetzt memelländischen ostpreußischen Kreises Heydekrug. Er lebte sehr zurückgezogen und hatte kaum einen gesellschaftlichen oder freundschaftlichen Verkehr. Sie, Herr Dr. Hildebrandt, sind durch Ihre gemeinsamen Untersuchungen an der berühmten Platinkugel der einzige gewesen, mit dem er hin und wieder über mehr als reine Fachfragen sprach. Sonst kam außer offiziellen Besuchen oder ratsuchenden Studierenden selten jemand zu ihm.

Wolters war in seinem Fach tüchtig und sehr ehrgeizig. Sein Streben ging vor allem nach einer ausländischen Professur, weil, wie er sagte, in Deutschland jetzt wenig Gelegenheit sei zum Studium neuer Ausgrabungen. Außer seinem Fach interessierte er sich für einfache chemische Versuche. Sonst besaß er keine Interessen, ja, es scheint fast, als sei seine allgemeine Bildung unter dem Durchschnitt gewesen.

Den Haushalt führte ihm ein Fräulein Linder, eine Dame von 25 Jahren. Fräulein Linder wird geschildert als ein schlankes, brünettes Mädchen von sympathischem Äußeren. Sie lebte ebenfalls sehr zurückgezogen, war zu allen Leuten freundlich, ging aber jedem Verkehr aus dem Wege. Bisweilen machte sie den Eindruck, als ob sie Kummer habe. Der Ton zwischen Wolters und ihr bei Anwesenheit dritter Personen hatte manchmal etwas gezwungen Förmliches.

Fräulein Linder ist nach Aussagen von Hausbewohnern vorgestern nachmittag etwa um 5 Uhr nachhause gekommen, Dr. Wolters etwa um 8 Uhr. Seitdem ist weder sie noch er von Hausbewohnern nochmals getroffen worden. Wolters selbst ist, wie ich schon sagte, nach ärztlichem Befund noch vor Mitternacht umgekommen.

„Den Tod verursacht hat ein Geschoß aus der eigenen Selbstladepistole des Dr. Wolters. Der Schuß ist in einer Entfernung von ½—1 Meter abgefeuert worden. Die Kugel ist über dem Stirnbein eingedrungen, hat das Gehirn durchbohrt und ist dann in der Schädeldecke stecken geblieben. Selbstmord oder Unfall ist an sich nicht ausgeschlossen, doch hielt der Arzt diese Möglichkeit auf Grund der Sektion für noch geringer als nach der gestrigen flüchtigen Untersuchung. Für ein Verbrechen spricht auch das offene Fenster des Kabinetts mit den offenbaren Spuren einer Benutzung dieses ungewöhnlichen Weges und das Fehlen der Platinkugel. Auch die offene Korridortür bedarf der Erklärung.

Einen Schuß hat im Hause niemand gehört. Nur das Dienstmädchen des über Wolters wohnenden Hausbesitzers, das in dem Raum über dem Kabinet schläft, glaubt, in der Nacht einen Knall gehört zu haben. Sie wußte aber, daß Wolters bisweilen Experimente machte, und legte dem daher keine Bedeutung bei. Auch kann sie über den Zeitpunkt nur angeben, daß es nach 10 Uhr war, da sie zu dieser Zeit schlafen ging.

Auch sonst sind irgendwelche Beobachtungen, die Fingerzeige geben könnten, fast nicht gemacht worden. Nur hat ein Polizist auf seinem nächtlichen Dienstgang einen ziemlich großen Mann mit hoher Pelzmütze eilig durch den kleinen Park nach der Merseburger Straße zu laufen sehen, und zwar Schlag ½12 Uhr. Es fiel ihm dies auf, weil fast alle Passanten diesen Park wegen des hohen, auf den Parkwegen nicht gefegten Schnees umgehen. Doch wurde er durch einige randalierende Betrunkene abgelenkt.“

Es ist nun, abgesehen von der Ordnung der privaten Hinterlassenschaft des Toten, nach meiner Ansicht zweierlei zu tun. Erstens soll in der Presse zur Mithilfe bei der Aufdeckung des wahrscheinlichen Mordes aufgerufen werden. Ich habe aber angeordnet, daß über das Fehlen der Platinkugel nichts veröffentlicht wird, aber alle Juweliere und Edelmetallhändler, auch die großen Krankenhäuser und Institute wegen des in der Platinkugel vermuteten Radiumpräparates verständigen und bitten lassen, beim Angebot verdächtigen Platins oder Radiums sofort die Polizei zu benachrichtigen. Ich hoffe, den Dieb oder Mörder durch das Unterlassen einer Bekanntmachung wegen der Platinkugel sorglos zu machen, indem in ihm die Meinung erweckt wird, das Fehlen der Kugel sei noch nicht bemerkt worden.

„Ferner gilt es, die Ursache des Verschwindens des Fräulein Linder festzustellen. Fräulein Linder ist bereits ermittelt.“ Hier fuhr Riehl sichtlich zusammen. „Ich hatte es nach der Adresse ihres Reisekorbes für möglich gehalten, daß sie nach Ziegenhals zu ihrer Mutter abgereist sei. Tatsächlich hat auf telephonische Weisung die Polizei in Ziegenhals festgestellt, daß sie gestern nachmittag dort eingetroffen, also vorgestern abend mit dem Breslauer Zug 11 Uhr 20 Minuten hier abgereist ist. Ihre Mutter war von ihrer bevorstehenden Ankunft nicht benachrichtigt.

„Gründe für ihre plötzliche Abreise von hier anzugeben, hat sich Fräulein Linder gegenüber der Polizei in Ziegenhals geweigert. Als sie erfuhr, daß Wolters erschossen aufgefunden worden ist, brach sie mit dem Ruf „Das habe ich nicht gewollt!“ zusammen. Wieder zu sich gekommen, lehnte sie jedoch nach wie vor nähere Erklärungen für ihr Verhalten ab. Sie ist jetzt wohl schon wieder auf dem Weg hierher.“

„Und was geschieht mit ihr hier?“ fragte Riehl mit gepreßter Stimme. „Das wird wesentlich von dem Eindruck und den Aussagen, die sie macht, abhängen,“ war die Antwort.

Gebhardt war zu Ende. Dr. Hildebrandt versicherte, daß er gern der Polizei zur Verfügung stehe, wenn er in der Sache Wolters nützlich sein könnte. Riehl dagegen kam nach kurzem Überlegen für seine Person mit einem weitergehenden Vorschlag heraus. Er versicherte dem Kommissar, daß Fräulein Linder unschuldig sei, und daß er alles tun werde, um dies zu beweisen. Der beste Beweis würde aber die Auffindung des Mörders sein, und der wollte er sich widmen. Er habe seiner Zeit in Rußland, wie so viele seiner

Mitschüler, unter dem Druck und den Verfolgungen der politischen Polizei gelebt und verstehe sich ein wenig auf Detektivschliche. Zudem sei er verhältnismäßig frei, denn seine Firma wolle ihn etwa am 1. April zu ihrer Filiale nach Warschau versetzen und habe ihn wegen der Vorbereitung seiner Übersiedlung in sehr liberaler Weise entlastet.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Kommissar, daß Sie mir das Vertrauen Ihrer heutigen Erläuterungen geschenkt haben", schloß Riehl, „darf ich darauf rechnen, daß Sie mir auch weiter helfen, wenn ich Ihre Hilfe brauche?"

Gebhardt lächelte ein wenig über den so leicht erklärlichen Eifer des jungen Mannes. „Wenn Sie mir Ihr Wort geben", erwiderte er, „daß Sie in keinem Falle Ihre Kenntnisse vertraulicher Umstände benutzen, um einen Schuldigen der Strafe zu entziehen, dann will ich Ihnen helfen."

Riehl schlug ohne Zögern in die dargebotene Hand des Kriminalkommissars ein. „Und nun", schloß Gebhardt, „bitte ich Sie über eine Woche zu gleicher Zeit sich bei mir einzufinden. Dann muß Klarheit wenigstens darüber sein, ob eine Spur mit Aussicht auf Erfolg gefunden ist."

Mit festem Händedruck trennten sich die drei Männer.

(Fortsetzung folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das erste, was Tom am Freitag Morgen hörte, war eine sehr angenehme Neuigkeit, — Becky Thatcher war mit den Ihren am Abend vorher zurückgekehrt. Vor diesem Ereignis mußte der Indianer-Joe zusamt seinem Schatze in den Hintergrund treten, und Becky, die einzige Becky, nahm das ganze Interesse des Knaben ein. Er sah sie wieder, und die beiden verbrachten einen köstlichen Tag in Gesellschaft der Schulkameraden bei „Blindekuh" und „Verstecken". Um das Glück des Tages voll zu machen, hatte Becky von ihrer Mutter die Erlaubnis erwirkt, am folgenden Tag das längst geplante und immer wieder verschobene Picknick halten zu dürfen, was ungeheuren Enthusiasmus und Jubel erregte. Becky insbesondere war außer sich vor Entzücken, und Tom nicht minder. Vor Sonnenuntergang noch wurden die Einladungen herumgeschickt, und die sämtliche jugendliche Bevölkerung des Städtchens war in einem Fieber der Erwartung und der emsigen Vorbereitung. Toms Erregung hielt ihn bis zu später Stunde wach, wobei er immer auf Hucks Miau-Signal wartete. Wie herrlich wäre es gewesen, die Gesellschaft folgenden Tages mit dem aufgefundenen Schatze zu verblüffen! Diese Hoffnung aber trog, — kein Signal störte die Ruhe der Nacht.

Endlich tagte der Morgen, und um zehn oder elf Uhr sammelte sich eine lärmende wonnetrunkene Gesellschaft vor dem Hause der Familie Thatcher. Alles war zum Aufbruch bereit. Ältere Leute pflegten Picknicks niemals durch ihre Gegenwart zu stören, die Kinder hielt man unter den Fittichen einiger jungen Damen von achtzehn und einiger jungen Herren von ungefähr vierundzwanzig Jahren für genügend beschützt. Man hatte für diese Gelegenheit die alte Dampffähre gemietet, und alsbald setzte sich die heitere, bunte Menge, beladen mit vielversprechenden Vorratskörben, die Hauptstraße hinunter in Bewegung. Sid war unwohl und mußte dem Vergnügen entsagen; Mary war ihm zum Trost und zur Gesellschaft zurückgeblieben. Das letzte, was Frau Thatcher zu Becky sagte, war:

„Ihr werdet wohl spät zurückkommen, Kind, am Ende tust du besser, für diese Nacht bei einer deiner Freundinnen zu bleiben, die nahe beim Landungsplatz der Fähre wohnen."

„Dann bleib' ich bei Suschen Harper, Mama."

„Meinetwegen; und hörst du, daß du dich hübsch ordentlich beträgst und niemand zur Last fällst."

Als sie dann zusammen die Straße hinunter trabten, sagte Tom zu Becky:

„Du — paß' mal auf, was wir tun wollen. Anstatt daß wir mit Joe Harper heimgehen, steigen wir den Berg hinauf und bleiben die Nacht bei der Witwe Douglas. Die hat gewiß Gefrorenes, — sie hat immer welches, ganze Haufen davon, und wird sich schrecklich freuen, wenn wir zu ihr kommen."

„O, das wird aber köstlich!"

Danach überlegte sich's Becky aber doch einen Moment und meinte:

„Was wird aber meine Mama dazu sagen?"

„Ei, wie soll denn die 's erfahren?"

Wieder sann Becky ein Weilchen nach und sagte dann zögernd:

„Recht ist's ja nicht — aber —"

„Aber, — Unsinn! Deine Mutter erfährt's nicht, und was ist denn weiter Schlimmes dabei! Alles, was sie will, ist, daß du für die Nacht gut aufgehoben bist, und ich wette, sie hätt' dich ebensogut dorthin geschickt, wenn sie nur dran gedacht hätte. Das weiß ich ganz gewiß! —"

Frau Douglas, die das größte und schönste Haus des Städtchens besaß und deren glänzende Gastfreundschaft die Wonne Aller bildete, die sie je genießen durften, bewies sich als allzu verlockender Köder. Dieser und Toms Beredsamkeit trugen denn auch den Sieg davon und es wurde beschlossen, gegen niemanden etwas über das Programm für die Nacht verlauten zu lassen.

Auf einmal fiel es Tom ein, daß Huck am Ende gerade in derselben Nacht kommen könne, um ihm das verabredete Zeichen zu geben. Dieser Gedanke trübte seine freudigen Erwartungen um ein Beträchtliches, aber er konnte sich doch nicht entschließen, den Plan mit Frau Douglas aufzugeben. Warum sollte er auch? Er dachte bei sich, in der Nacht zuvor sei ja auch alles ruhig geblieben, warum sollte das Signal gerade diese Nacht ertönen? Das sichere Vergnügen, das er sich vom Abend versprach, überwog bei weitem die unsichere Aussicht auf den Schatz, und recht wie ein Junge beschloß er, der stärkeren Neigung nachzugeben und sich für den Rest des Tages jeden Gedanken an die Geldkiste aus dem Kopf zu schlagen.

Drei Meilen unterhalb der Stadt landete die Fähre in einer rings mit Wald umstandenen Bucht. Die fröhliche Gesellschaft schwärmte aus dem Boote, und bald tönten die Wälder und felsigen Höhen von Geschrei und Gelächter wieder. Alle die verschiedenen Methoden, sich heiß und müde zu machen, wurden der Reihe nach durchgegangen, bis allmählich einer nach dem andern von den Herumschwärmenden sich im Lager einstellte, ausgerüstet mit dem nötigen Appetit, und nun die Vertilgung der mitgebrachten leckeren Sachen beginnen konnte. Nach der Mahlzeit folgte ein erquickendes Ruhe- und Plauderstündchen im Schatten der breitästigen Eichen, bis dann jemand rief:

„Wer kommt mit zur Höhle?"

Alle waren sofort bereit, ganze Bündel von Kerzen wurden ausgekramt und es folgte ein allgemeines Erklettern des Hügels. Hoch oben lag die Mündung der Höhle, eine schwarze, gähnende Öffnung, geformt wie der lateinische Buchstabe A. Die massive eichene Türe stand weit offen. Im Innern sah man zunächst eine schmale, kleine Kammer, kalt wie ein Eiskeller, von der Natur mit festen Kalkmauern umgeben, die viel Feuchtigkeit ausschwitzten. Etwas romantisch Geheimnisvolles lag darin, von diesem finsteren kalten Orte aus hineinzuschauen in das sonnbeglänzte grüne Land. Der Zauber aber, der die Geister zuerst gefangen hielt, verlor bald seinen Reiz und das Herumtollen begann von neuem. Sobald irgend jemand versuchte, eine Kerze anzuzünden, stürzte sich alles darauf los und es entspann sich ein Kampf gegen den tapferen Verteidiger. Das Licht wurde ihm schließlich entrissen, zu Boden geworfen und ausgelöscht, worauf eine neue Hetzjagd mit demselben Ausgang folgte. Da aber jedes Ding sein Ende hat, so ordnete sich allmählich der Zug und bewegte sich vorsichtig den steilen Abstieg des Hauptgangs der Höhle hinunter. Mit düsterem, unruhigen Schein bestrahlte die flackernde Reihe der Lichter die mächtigen Felswände zu beiden Seiten, fast bis hinauf zu dem Punkte, wo sie in einer Höhe von etwa sechzig Fuß zusammenstießen. Dieser Hauptgang war nicht mehr als acht oder zehn Fuß breit. Alle paar Schritte zweigten andere hochgewölbte und noch engere Felsspalten nach beiden Seiten ab, denn die Mc. Douglas-Höhle war eigentlich nur ein ungeheures Labyrinth gewundener Gänge, die ineinander und wieder auseinander liefen und nirgends ein Ziel oder Ende hatten. Es hieß, daß man Tage und Nächte lang durch dies krause, verschlungene Gewirr von Spalten und Klüften wandern könne, ohne jemals ein Ende der Höhle zu finden; daß man hinunter und hinunter, tiefer und immer tiefer bis ins Innerste der Erde steigen könne und doch immer dasselbe finden würde — Labyrinth unter Labyrinth in endloser Folge. Keiner kannte die Höhle ganz, das war ein Ding der Unmöglichkeit. Die meisten der jungen Leute kannten einen Teil derselben, und für gewöhnlich wagte sich niemand über diesen allgemein begangenen Teil hinaus. Tom Sawyer kannte von der Höhle nicht mehr als die andern.

Der ganze Zug bewegte sich noch immer geschlossen den Haupteingang entlang, allmählich aber begannen sich Gruppen und Paare zu lösen und in den Seitengängen zu ver-

schwinden. Hier flogen sie lautlos dahin durch die unheimlichen Gänge, uneingestandenen Grausens voll, und überraschten und erschreckten andere an Punkten, wo die einzelnen Gänge sich kreuzten oder auch zusammenliefen. Halbe Stunden lang konnte man sich so meiden oder finden, ohne sich jemals aus dem bekannten Teil der Höhle zu entfernen.

Allmählich fand sich ein Teil der Gesellschaft nach dem andern wieder an der Mündung der Höhle ein, atemlos, fröhlich, glückselig, vom Kopf bis zu den Füßen mit Talg betröpfelt, mit Lehm beschmiert, aber entzückt, berauscht von dem genossenen Vergnügen des Tages. Man war erstaunt, daß es da draußen mittlerweile schon beinahe Nacht geworden war. Die Glocke der Fähre mahnte seit beinahe einer halben Stunde schrill zur Heimkehr. Dieser Schluß der Abenteuer des Tages aber war ganz nach dem Sinn der jugendlichen Gesellschaft, die gewohnt war, jeden Freudenkelch bis zur Neige zu schlürfen. Als die Fähre mit ihrer tollen Fracht in den Strom hinausstieß, bedauerte nur einer an Bord die verschwendete Zeit der letzten Stunde, und das war der Kapitän.

Huck war bereits auf seinem allnächtlichen Lauscherposten, als die Lichter der Fähre am Ufer vorüber glitten. Er hörte kein Geräusch an Bord, denn die jungen Leute waren zahm und still geworden, so zahm und still, wie man zu werden pflegt, wenn man sich in Lust und Übermut todmüde getobt hat. Huck sann nach, was für ein Boot dies sein könne, und warum es nicht am gewöhnlichen Halteplatz anlege; dann wanderten seine Gedanken weiter, um sich voll und ganz auf sein Vorhaben zu richten. Die Nacht war wolkig und dunkel. Zehn Uhr kam, das Geräusch der Wagen erstarb, einzelne Lichter begannen zu erlöschen, der Fußgänger wurden weniger und weniger, das Städtchen bereitete sich zum nächtlichen Schlummer vor und überließ den kleinen Lauscher sich selber, dem rings herrschenden Schweigen und den Geistern der Finsternis. Elf Uhr nahte, auch die Lichter der Herberge erloschen, Dunkel überall. Huck harrte und lauschte, eine lange, bange Zeit, wie ihm schien. Nichts erfolgte. Sein Vertrauen begann zu wanken. Hatte dies geduldige Ausharren wohl irgendeinen Wert? Würde es irgendeinen Nutzen haben? Ob er's nicht viel besser ganz sein ließe und sich gar nicht weiter um die Sache kümmerte?

Da schlug ein Geräusch an sein Ohr. Im Moment war er ganz atemlose Aufmerksamkeit. Eine Tür schloß sich leise und sacht. Er sprang an die Ecke der kleinen Gasse, und fast gleichzeitig huschten zwei dunkle Gestalten an ihm vorüber, deren eine irgendetwas Gewichtiges unter dem Arme zu tragen schien. Das mußte die Geldkiste sein. Der Schatz wurde also fortgeschleppt! Sollte er nach Tom rufen? Das wäre hirnverbrannt gewesen, denn einstweilen konnten die Kerle mit der Beute Gott weiß wohin verschwinden — auf Nimmerwiedersehen. Behüte, er wollte sich an ihre Sohlen heften und im sicheren Schutz der Dunkelheit ihrer Spur folgen. Während er so mit sich selber ins Reine kam, war er behende hinter den Männern her geglitten, katzenartig, barfuß, denselben gerade genügend Vorsprung lassend, um sie noch im Auge behalten zu können.

Eine Strecke weit gingen sie der Flußstraße entlang und bogen dann zur Linken in ein Seitengäßchen ein. Dieses verfolgten sie bis dahin, wo ein Fußpfad nach dem Cardiff-Berge abzweigte, welchen sie nun einschlugen, dann gings an des Wallisers Haus vorbei, höher und immer höher den Berg hinan. Schön, dachte Huck, die gehen zum Steinbruch und verscharren dort ihren Schatz. Nein weiter, immer weiter gings, vorbei am Steinbruch, ohne Aufenthalt. Nun war die Höhe des Berges erreicht. Jetzt drangen sie auf schmalem Pfad in das dichte Sumachgehölz ein und waren auf einmal in der Dunkelheit verschwunden. Huck folgte rasch nach und verkürzte seinen Abstand, denn hier war eine Entdeckung ganz unmöglich. So trabte er eine Weile dahin, um dann doch wieder langsamere Schritte zu machen, aus Furcht, zu rasch vorwärts zu kommen. Noch ein paar Schritte, dann hielt er an, lauschte, — kein Ton, keiner, außer dem Klopfen seines eignen Herzens! Der Schrei einer Eule klang aus dem Tal empor, — unheilvoller Laut! Aber kein Fußtritt, kein noch so leises Knistern der Zweige! Großer Gott, war denn alles verloren? Eben wollte er sich in beschleunigtem Tempo vorwärtsstürzen, als sich jemand, keine vier Fuß von ihm entfernt, räusperte. Sein Herz schien ihm in die Kehle zu fahren, doch entschlossen schluckte er's wieder hinab. Da stand er, zitternd wie Espenlaub, als ob ihn ein Dutzend kalter Fieber auf einmal gepackt hätte und schüttelte, bis ihm Hören und Sehen verging und er dachte, zu Boden sinken zu müssen vor Angst und Schwäche. Er wußte nun, wo er war. In der Entfernung von wenigen Schritten mußte sich der Zaun befinden, der das Eigentum der Witwe Douglas umzog. „Um so besser", überlegte er, „wenn sie's hier verscharren, wird's 'ne kleine Mühe sein, es wieder aufzufinden."

Jetzt hörte er eine leise Stimme, eine sehr leise Stimme, die er trotzdem erkannte, es war die des Indianer-Joe.

„Hol' sie der Henker, hat sicher wieder Leute bei sich — seh' noch Lichter, so spät's auch ist!"

„Ich seh' gar nichts."

(Fortsetzung folgt.)

Volksglaube und Johannistag.

(Nachdruck verboten.)

Der Johannistag ist der letzte Überrest von dem alten heidnischen Fest der Sommersonnenwende. Dieses Fest ist bei den alten Germanen, aber auch bei Kelten und Slawen gefeiert worden. Erst als sich das Christentum weiter ausbreitete und dazu überging, den alten heidnischen Festen eine christliche Deutung zu geben, wurde der Tag der Sommersonnenwende als Geburtstag Johannis des Täufers bezeichnet. Im Laufe der Jahrhunderte sind viele alten Bräuche, die mit der Sommersonnenwende verbunden waren, vergessen worden, aber so mancher Brauch besteht doch noch, weniger freilich in den Großstädten und in den Industriezentren, sondern nur noch draußen auf dem Lande, in entlegenen Gebirgsdörfern, in Heide- und Waldorten. In verschiedenen Bezirken Deutschlands bis nach Böhmen und Tirol hinein kann man noch heute die alte Sage hören, daß am Johannistage, mittags um die zwölfte Stunde, an ganz abgelegenen Waldplätzen, auf einer Waldwiese oder unter einem hohen Baum verwunschene Jungfrauen sitzen, die laut über ihre Einsamkeit und Verlassenheit klagen und gern aus ihrem Dornröschendasein erlöst sein möchten. Ein junger Mann, der allerdings noch unbeweibt und ein Sonntagskind sein muß, kann so ein schmachtendes Mädchen erlösen, wenn er sie zu seiner Frau macht. Dafür zeigen sich die Mädchen sehr dankbar, denn sie bringen dem Bräutigam große Schätze von Geld und Edelsteinen mit, die sie angesammelt haben. In der Mark soll es nach dem alten Volksglauben viele Ortschaften geben, die einst blühende Gemeinden waren und die heute von Seen überflutet werden. Gibt man in der Mittagsstunde des Johannistages am Ufer der Seen genau Obacht, so soll deutlich das Klingen der Glocken aus diesen alten, versunkenen Ortschaften zu hören sein. In Mecklenburg herrscht der Volksglaube, daß sich das Wasser mancher Brunnen in der Johannisnacht in den allerbesten Wein umwandelt. Doch darf man diesen Wein nicht trinken, denn gleich nach dem ersten Trunk stellt sich der Teufel ein. Schierlingswurzeln, in der Johannisnacht ausgegraben und um den Hals gehängt, sollen das ganze Jahr gegen mancherlei Krankheiten helfen. Gegen Viehkrankheiten soll sich der Landmann schützen können, wenn er am Johannistage bestimmte Kräuter sammelt und diese dann das ganze nächste Jahr unter das Futter mischt. Wenn eine Mutter aus ihrem Sohn einen berühmten Mann machen will, so braucht sie weiter nichts zu tun, als ihn am Johannistag von der Brust zu entwöhnen. In manchen Gegenden ist den Dorfmädchen am Johannistag Gelegenheit gegeben, genau zu erfahren, wie lange es noch dauern wird, ehe ein Freiersmann kommt. Die Mädchen winden sich aus Wiesenblumen Kränze und werfen diese an die Äste eines Baumes. So oft der Kranz wieder herunterfällt, so viele Jahre muß auch ein Mädchen noch auf einen Ehemann warten. So gibt es mancherlei Bräuche, die auf den Johannistag hindeuten.

A. M.

Lustige Rundschau

* **Begründung.** Auf dem Wohnungsamt einer süddeutschen Großstadt begründet ein Einwohner die Dringlichkeit seines Wohnungsgesuchs mit einer Zuschrift folgenden Inhalts: „Ich muß meine Stube noch mit meiner Schwiegermutter teilen, was direkt lebensgefährlich ist."

* **Ein kleiner Schlauberger.** „Mutti, hast du nicht 10 Pfennig für einen armen Mann?" — „Wo ist denn der arme Mann, mein Kind?" — „Er steht unten an der Ecke und verkauft Eis."

* **Gut gefragt.** Gefängnisdirektor (zu einem eingelieferten Sträfling): „Das ist nun das sechste Mal, daß ich Sie hier sehe. Hoffentlich zum letzten Male." — „Wieso?", fragte der Sträfling in harmlosem Tone. „Haben Sie die Absicht, sich pensionieren zu lassen?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H in Bromberg.